













# Deutsche Stimmen in die Zeit

Wochenbeilage der Halle'schen Zeitung

Nr. 9. Sonntag, den 29. Februar 1920 1920

## Simon\*) — Wilson

Kindlich erschieß mir, dem Araben, die Fabel von Trojas  
Das in dem höhern Weid selbst zog den Feind in die  
Wurg.  
Wer was hab' ich erlebt? Was sah ich am eigenen Volke?  
Sinnlos, von Stürken bejagt, brach es die schneidende  
Waffenhand Klang es von drüben, Verbrüderung weg mit  
ger mit der Flotte, nur schnell, Frieden gibt's, Freiheit  
und das Dummste geschah, das Dummste, es wurde  
Deutschland vertraute dem Feind; das nennt man  
Demokratie.  
Lantern zogen zum Dom die Lords samt ihren Gemeinen:  
Die Feinde hatten den Dolch Deutschland in Händen gerannt.  
Wo einst Krimhild das Streu hindrante dem Mörder zum  
Fie.  
Ginshof, von Wilson gelenkt, Kührer, der Fabel, den Weill,  
Krausch fürzte das Reich, das Deutsche, das lieb in  
die Ihr so blöde und blind, fluch Euch, in Chupfist fluch!  
Wieland.

## Das Vaterland in dem deutschen Drama

Von E. M. Georg.

2. Prinz Friedrich von Hohenzollern u. S. von Reich.  
Dieses Drama ist die große Dichtung des Vaterlandes  
in ganz besonders ausgezeichneter Weise. Der Große Kurfürst  
als Vaterland; das Vaterland stellt sich in Friedrich  
Kühler dar. Den hat die Geschichte wegen seines genial  
bürgerlichen Schaffens, durch das er der Gründer der branden-  
burgisch-preussischen und dadurch der deutschen Staats-  
macht geworden ist, den „Großen Kurfürsten“ genannt. In  
einer Zeit wilder Verwirren stellte er mit seiner Schöpfung  
seiner engeren und weiteren Volksgenossen den einzig be-  
stehenden Wert des Vaterlandes in ihr Leben hinein als  
einen unzerbrechlichen Felsenblock. „Kennst du nicht  
Kobus, Jungfer, aus mir nicht? Ist dir ein Heiligem  
was unbekannt, das, an den Tagen, Vaterland ich nennst?  
Das Patrie in der Zivilisation des alten Meeres: Das  
Vaterland, das du uns gründetest, steht, eine feste Burg,  
an der Ohm: das wird sich ausbauen, vertritt, in der Ju-  
gend, erweitern, unter Entschand, verhöhen, mit der Ju-  
gend, idrig, feinhof, zur Wonne der Freunde und zum  
Ehren aller Feinde.“

Und also geschah es! Denn da zeigte es sich ferner-  
hin eine wahrhaft weise, maßvolle Staatskunst wirkte, wie  
die vom Vaterlande einzigen Antrieb nimmt, die großen  
heiligen Gebanten und reinen höchsten Geistes des Vater-  
landes aus, nicht wankend, nicht wackelnd, nicht über die Grenz-  
linie hinaus. Das Rand und seine Staatskunst ist ein  
Anschluß, an welchen andere, fremde, und wahrverwandte,  
Erdungen anknüpfen. Die große Staatskunst hoch in Ehren  
Ruh aber die Persönlichkeit, welche das Vaterland und die  
große Staatskunst in sich und durch sich darstellt. Ein wahr-  
haft großer Herrscher, von der Majestät und Würde seines  
Ruhes in jeder Folge seines Geistes und Gemütes erfüllt,  
von angeborenem Adel der Seele, von großer Denkart und  
selbst Empfinden. Das Bild der Harmonie teils ange-  
reicht, teils erdortender Eigenschaften. Ein Herr von  
Haut und Herz, ein in sich gefestigter Energie, von tiefer  
Tiefe in der Erkenntnis des Lebens und Fortschritt seines  
Geistes und in der Mittel und Wege zur Erreichung großer  
Taten, darum ein Herr von höchstem Willen und Voll-  
kommen. In allen Fragen dieser Handlung insbesondere und  
seiner sturmbewegten Lebens überhaupt vertritt er kalt-  
blütig, mit der Gelasse nur machende Furchtslosigkeit, aber  
wie die für ihn so charakteristische, seiner allzeit sicheren  
Weise und abligen Geinnung feiner Entzug tiefer  
Schmerz und Schlagschmerz — letzte Wendung in dem  
Wort mit Natalie. „Denn nun, beim Gott des Himmels,  
ich will, mein Kind. . . .“ Da aber herrscht nicht  
hollische Herrschaft, wie gegen alle Andersmeinenden  
die oft urföhrte Güte, Mäßigkeit und Geduld. Dieser große  
Herrscher durfte am Vorabend der Entscheidungsschlacht den  
Anmolten Scherz, mit dem Trücker sich gestalten, er war  
des Ausgangs der Bataille sicher. Und wie hier der Scherz,  
welche charakteristische Jovialität in dem Gespräch mit Natalie,  
eine Ironie gegen Gottwig und den echten Humor der Größe  
heraus. Das ist der Herrscher, welcher das Vaterland ist.

In zweifacher Beziehung hat dieser große Mensch sein  
vaterländisches Denken und Empfinden zu bewahren.  
Ein anderer Feind, die Schweden, die legend, raubend,  
während in der Heimat haufen, in großer Selbstigkeit  
den Rand zu schlagen und den Geleze zu verhaften  
den eigenen Volksgenossen. Dem Prinz Friedrich von  
Hohenzollern hat, in einer starken Erinnerung seines Geistes  
— die Folge ebenso sehr eines der Paroleausgabe unmittel-  
bar vorhergegangenen krankehaften Mondwandelganges wie  
dieser durch die Liebe zur Prinzessin von Oranien erzeugten  
schmerzlichen Stimmung — bei der Schlachtlösung seine  
schmerzlichen Anteil als Befehlshaber der gesamten Meuterei  
entwirrt, und „die Dredre nur vom Herzen nehmen“, ent-  
gegen dem andernfalls Befehl des Kurfürsten zu früh in  
den Gang der Bataille eingegriffen und damit deren Aus-  
gang bereits fast gesichert, jedenfalls durch Umsturz des  
vaterländischen Planes seines Herrn diesen den „Siege über-  
\*) War bekanntlich der Geleze, der die Trojaner über-  
wand, das Mäzzen Weid in die Stadt zu bringen.

gekrönt“. Das Kriegsgericht, vor das der Kurfürst seinen  
Günstling sofort stellt, verurteilt den Prinzen zum Tode.  
Nun sucht das gelante Offizierskorps durch eine starke Vitt-  
schrift die Begnadigung seines Lieblingen zu bewirken, ein  
Vorwarg, der, schon nach dem wilden Geist der Zeit höchst  
bedenklich, nach allem begleitenden Umständen vom Feld-  
marschall Dörfling selbst als „Rebellion“ bezeichnet wird:  
„aus seiner Gott ist mit Gewalt zu befreien.“ Und der Ge-  
richte „Eid ihm, wie er's zuerst verdient, sein Schwert  
zurück: die Wacht der Zeitung eine Großtat mehr und eine List  
weniger zu malen.“ Aber der Kurfürst bleibt unerschrocken  
fest: „Er ist ichedem Feind gepanzert.“

Wir wissen bereits genug, Umwelt: das Vaterland mit  
einer wilden feindlichen Goholsteia auf seinem gelegerten  
Grund und Boden. Da liegen die Gefilde mit ihren Dörfern  
und Gärten, Wädem und Wiesen in dem Morgenglänze der  
heiligen Juniisonen im Gele des Herrn 1675. Dort eine  
Gruppe von Mägden und Entungen, tüchtig im Fleiße der  
männlichen Kraft und Wädem, denn noch sah das Land am  
Abend nur Risse und Wädem. Einige Schuben, und Hof und  
Schelle nur Risse und Wädem. Die Dredre die Schlacht am  
Eid und Nicht-Eid des Vaterlandes wild gelagert am  
Galme der Heimat. Und der Feinde Feldherr, der erproben-  
te einer, gelchig, vielerfahrene Schiller, fast Meister nun-  
mehr, des Altmeyer-Schlachteners Gustav-Adolf. Doch  
der Herrscher des Landes ist selbst auf dem Plan, entwirrt  
den Angriff mit tiefer Einsicht und weitschauender Weis-  
heit, so sein wunderbar bejagender Blick des stolischen  
Auges, so sein Gefühl und Gedanke des Vaterlandes wider-  
strahlend, führt die Seinen, die ganze mächtige Persönlich-  
keit in Part und Kraft und Vertrauen zu ihrem Gott und  
ihrem Recht, führt sie zum Sieg. „Sieh! Sieh! Sieh! Sieh!  
weil eine ganze Symbolie von rüstenden Jubelstößen  
und harmonisch flaren Frohschanden. Sieh! Wer für an  
seinen Schlachtenplan kommt und kommt, Wäch! Wäch! Wäch!  
Die Glocken klingen Befreiung vom Feinde. Sieh!  
Sieh und doch — Gerüsttag! Der Herrscher  
der Feldherr, einerlei ob Sieger oder Verlierer, macht das Ge-  
richt bestimmen, das Kriegsrecht waltet in dem abgeirrteten  
Gebiete Verurtheilten, der Taktik und Strategie. Und das mag  
so seinen Zweck erfüllen. Doch wenn das Volk nach ver-  
lorenem Krieg aus tiefstem Noth nach Unternehmung und  
Geist kriegt, mooglich unter dem Einfluß der heiligen  
Kunde, zur Abwehrleistung, an der „Schöniger“ ist  
Bemerkung, daß sie hererit nach, weit von Wädem auf  
fern, im Stumpfe wühlen und die Gemüthslosigkeit des  
Strohblenden und des Ertrübenden Abschl geschäftlich seine Kraft  
betreibt. Sieh und doch — Gerüsttag. Sie ist der  
uralte ewige und in immer neuen Verfestigungen immer  
wieder junge Konflikt zwischen Geleß und Empfindung,  
zwischen dem aus dem gegebenen, genommenen Maß und  
seiner Notwendigkeit, und der freien Neigung des Herzens.  
Denn ler, der led. Die Szene wird zum Tribunal. Denn  
nicht nur Prinz Friedrich von Hohenzollern erscheint vor dem  
Kriegsgericht, alle Personen seiner Handlung werden sich zu  
Angeklagten dem einen einzigen gegenüber, der eintum und  
allein seit, stark und maßvoll vertritt das große heilige  
Vaterland des Vaterlandes. Denn bei und mit dem, was die  
anderen alle wollen, kann das Wohl des Vaterlandes nicht  
gehehen.

Sie wollen die Begnadigung des auf Grund der Kriegs-  
artikel wegen seines gegen die ausdrückliche Dredre zu frühen  
Eingetretens in die Schlacht bei Fehrbellin zum Tode ver-  
urteilten Prinzen Friedrich von Hohenzollern durch eine Ge-  
heimbestellung, von dem Kurfürsten erzwungen.  
Kriegsverhandlungen für den allezeit sehr bescheiden Prinzen lassen  
bei dieser Schritte. Auf Grund dieser starken Entschün-  
dungen verliert ihr Führer und Sprecher, Oberst Gottwig,  
des Prinzen Verlassen während der Schlacht bei Fehrbellin  
zu reuhtfertigen, mindestens in einem sehr günstigen Maße  
erscheinen zu lassen. Von seinem Herrn glänzend widerlegt  
und überzeugt, daß mit der strikten Einordnung des Prinzen  
in den Schlachtplan die gänzlich Vermeidung des feindlichen  
Gelezes und eine sofortige restlose Befreiung des Vaterlandes  
erreicht worden wäre, meint auf einmal Oberst Gottwig, es  
sei der „Stümper Sache, des Schicksals höchsten Krang  
erzogen zu wollen.“ „Das liegt dir dran, ob der Dredre  
einigen Wochen nach erschüt in Sande liegt und die Dredre  
heilt? Und ebeno optimistisch-burlesk schließt er: beim  
gemeinen Aufkommenfragen gegen mir den Feind in die Office.  
Dieses auffallen, vielleicht allerdings nur scheinbar, geringe  
Verständnis für den ganzen tragenden und bitteren Ernst der  
Lage des Vaterlandes zieht dem Getreuen, der das alles aus  
einer reinen Probentrenne für den verehrten und geliebten  
Prinzen unternimmt, eine ebeno ferner als tiefgründige  
Abweirung von seinem obersten Kriegsberufe zu. Sie offen-  
bart weit über den eigentlich militärischen Gehalt des Falles  
den ganzen Adel der Geinnung und die reine Größe, wie  
die in sich gelohnte Schöpfung dieser hohen Herrscher.  
Nachdem er ihm die Macht des Aufstells in seinen auf betrie-  
glichen Grunde errichteten Voraussetzungen aufgeführt, schließt  
der Große Kurfürst: „den Sieg nicht mag ich, der, ein Kind  
des Zufalls, mir von der Hand fällt, das Geleß will ich, die  
Wutur meiner Krone, aufrechtstellen, die ein Geschlecht von  
Siegen mir erzeugt.“ Nun erfolgt jener langatmige Ertrag  
des krummerdrohen Willen, in dem wir auch nicht eine Zeile  
missen möchten. Gleich im Anfang folgt der polternde  
Vatergeneral dem Drama, den ihm unermüdet, das große  
Wort des Herrn vom Geleß ihm anseufzt, und ler gleich  
als einen einzigen Versuch das Vaterland die Krone und die  
erhabene Persönlichkeits des Herrschers, dessen Kraft sie trägt.  
Und nun flieht von der bereiten Wunde des wackeren Willen  
ein Silbertrunk der Rede zum Weisheit der Macht der Embin-  
dung, ein jeder Sag ein Weiterertrag, das stürmend auf  
den Feind führt. Und in dem Konflikt zwischen Geleß und  
Empfindung entscheidet, was doch noch über dem Geleß steht:  
das Vaterland, das spricht er in seiner hollenderipolter Weise

nicht aus. Aber, nachdem er am Anfang seiner Rede den  
schönen Kryptall Vaterland-Krone-Schiller gefest, schließt er  
— und trät ich morgen — am Todestage des Prinzen  
gleichfalls unter den Sieg, wo irgend zwischen Wald  
und Felsen, mit den Schwandronen an, bei Gott, ein Schelm  
müß ich doch sein, wenn ich des Prinzen Tat nicht munter  
wiederholte. Und sprächst du, das Geleßbuch in der Sand:  
„Kottwig, du hast den Kopf vermisst!“, so sagst ich: Das  
wüß ich, Herr; da nimm ihm hin, hier ist er. . . . Das  
wüß ich, unter diesem Lieberhänger der Rede hat ja  
der Große Kurfürst selbst, noch bei der Gedante der Vitt-  
schrift von dem Heineren Schiller empfangen nach, aus  
seinem großen Herzen in die Tat ausgemüht. Und so kam  
er mit der feinen Ironie des überlegenen Geistes Kottwig  
scheinbar recht geben, im übrigen auf Sombruns Ereignisse  
verweisen. (Schluß folgt.)

## Der Deutsche im Urteil der Franzosen

Von Jos. Frank.

Schon im 18. Jahrhundert hatte man in Frankreich den  
Wert des deutschen Soldaten erkannt. Von da ab wüßte  
jeder französische König deutsche Söldner für sein Heer; im  
16. Jahrhundert sind es bereits über 20000 und im Dreißig-  
jährigen Krieg errichtet man sogar eigene deutsche Regi-  
menter zu ein Regiment Söldner, ein Regiment Royal Wal-  
mand und andere. Die haben den Franzosen hervorragende  
Leistungen für ihr eigenes Vaterland geleistet. Und deutschen  
Prinzen, wie einem Bernhard von Weimar, galt es als be-  
sondere Ehre, Regimenter deutscher Söldner gegen Deutsche  
führen zu dürfen. Diese großen Kriegshelden, zum größten  
Teil Abenteuerer, waren Jahrberte lang die einzigen  
Teutschen, die die Franzosen zu sehen bekamen. Ihre wil-  
den Sitten, ihre rauh auflodernde Mauthust mußten gerade  
eine günstigen Eindrücke in der französischen Volkstee  
hinterlassen, aber sie waren um so tiefer, und sie haben sich  
nervig in der französischen Sprache. Das Wort „fran-  
kisch“ (französischen) ist zwar jetzt verstanden, aber  
heutige, der Sold mit Wädem, hochwädem, das Volkser-  
breite, die Weisheit, beifrei, der Weisheit, butin, die Weite,  
sind heute noch gebräuchlich. Der Ruf deutscher Trüffeltig-  
keit hat sich bis auf den heutigen Tag erhalten in Wärem,  
wie trinquier, das nach Robelais in unserm Einn ge-  
braucht, heute aber anstehen bedeutet, in choye u. a.

Der vornehme Teutsche des Mittelalters galt im Aus-  
lande als stolz, durch den Verfall des Reiches im Dreißig-  
jährigen Krieg büßte er aber seinen Nationalstolz ein. Die  
Reformation machte aus das romanische Ausland, das im  
allen Glauben verblieb, einen unglücklichsten Eindruck. Man  
helt den Teutschen für einen Abtrünnigen, den man hassen  
und verachten mußte. Und während Deutschland an den  
französischen Revolutionen der Währigen Katalitrophe dar-  
niederlag, blühte Frankreich empor an strahlendem Glanze.  
Die jungen deutschen Geulleute, die man eine Weiterertrag  
nach Versailles sandte zur Erlernung bürgerlicher Sitten,  
bekamen sich oft linksig; die französischen Offiziere, die von  
den deutschen Kriegsschulden kamen, gelassen sich in An-  
beten über die Art der Teutschen, ihren geringen Appetit  
und ihre Willerei. Wenn E. Simon, der Reichspräsident Rud-  
wig XIV., eine Prinzessin als plump und ungeschickt schil-  
derte, dann nennt er sie den Ausbund einer Teutschen.  
Die Teutschen hielten selbst ihre Sprache nicht mehr  
heilig; die „Mundart“ sprach eine Art Esperanto, aber  
nicht Deutsch. Auch des Staatsphilosophen Jean Bodins  
klimatische Theorie, nach der im Norden nur plumpes Volkig-  
keit zu Hause, im Süden göttliche Weisheit, hielt sich Jahr-  
hundert hindurch zum Gunsten der Teutschen. Erst Ein-  
granzen, die nach Deutschland kommen, bemühen sich, ihre  
Landesleute mit dem gelistigen Deutschland vertraut zu  
machen. Sie gaben 1720 eine „Bibliothèque germanique“  
heraus, in deren Einleitung es heißt: „Man kann ruhig be-  
haupten, daß Deutschland ebeno reich ist an Geistesmenschen  
und Gelehrten wie irgend ein anderes europäisches Land.“  
Wädem auch deutsche Philosophen, wie Leibniz und Wolff,  
Mitglieder der Akademie des sciences werden, — das waren  
Ausnahmen. Das auf seine Kultur eingebildete französische  
Volk hielt es der Wäde nicht für wert, sich mit seinem Nach-  
barn zu beschäftigen. Doch um die Mitte des 18. Jahr-  
hundert schreibt Mauvillon, der viel in Deutschland gereist  
war: „Kannt mir einen deutschen Dichter, der aus eigener  
Kraft ein Werk von einigen Büchern geschrieben. Ich wette, daß  
ich das nicht föhnt.“ Und Bourdelot schreibt noch 1748 über  
die deutsche Wädel, daß sie „hart und schwerfällig“ sei. Und  
das trotz Bach und Händel!

Allmählich verflummt das dumme Geschwätz. Friedrich  
der Große beginnt zu interessieren, geliebt, ja geliebt zu  
werden. Er ist als Herr trotz der Wädel von Hochstolz  
Wädem, wie die „Mundart“ sprach eine Art Esperanto, aber  
nicht Deutsch. Auch des Staatsphilosophen Jean Bodins  
klimatische Theorie, nach der im Norden nur plumpes Volkig-  
keit zu Hause, im Süden göttliche Weisheit, hielt sich Jahr-  
hundert hindurch zum Gunsten der Teutschen. Erst Ein-  
granzen, die nach Deutschland kommen, bemühen sich, ihre  
Landesleute mit dem gelistigen Deutschland vertraut zu  
machen. Sie gaben 1720 eine „Bibliothèque germanique“  
heraus, in deren Einleitung es heißt: „Man kann ruhig be-  
haupten, daß Deutschland ebeno reich ist an Geistesmenschen  
und Gelehrten wie irgend ein anderes europäisches Land.“  
Wädem auch deutsche Philosophen, wie Leibniz und Wolff,  
Mitglieder der Akademie des sciences werden, — das waren  
Ausnahmen. Das auf seine Kultur eingebildete französische  
Volk hielt es der Wäde nicht für wert, sich mit seinem Nach-  
barn zu beschäftigen. Doch um die Mitte des 18. Jahr-  
hundert schreibt Mauvillon, der viel in Deutschland gereist  
war: „Kannt mir einen deutschen Dichter, der aus eigener  
Kraft ein Werk von einigen Büchern geschrieben. Ich wette, daß  
ich das nicht föhnt.“ Und Bourdelot schreibt noch 1748 über  
die deutsche Wädel, daß sie „hart und schwerfällig“ sei. Und  
das trotz Bach und Händel!

In Chateaubriand's „Rene“, bei George Sand, bei Marianne Schillers „Mäurer“ werden das Repertorium der Revolutionen und tragen dem Dichter das französische Bürgerrecht ein. Allerdings hatte man die Willkür des Triumpfs in gleiche Bürgerlichkeit gemindert. Den größten Teil der Ehre für den Kampf um die Freiheit aber trug Napoleon mit seinem Drama „Menschheit und Welt“. Die Ideen der deutschen Dichtung zu denken, blieb allerdings dem Bewusstsein weniger feinschaltender Geister; das Volk interessierte sich nur für das Stoffliche. Der deutschen Musik ebnete der französische Hof selbst den Weg. Die Oesterreicherin Marie Antoinette, einst Schillerin eines Königs, wird seine Gönnerin. Der Oberpflüger wurde französischer Hofkomponist, und als er stirbt, betrauert ihn Frankreich als seinen Sohn.

Schon scheint ein Versehen sich anzubahnen. Es gilt nur dieses erste Band der Symphonien einer zu kühnen. Einer Frau war es vorbehalten, das deutsche Volk dem französischen näher zu bringen: Madame Marie Germaine de Staël. Sie schreibt ihr Buch „De l'Allemagne“ voll frauenhafter Wärme. Aber bevor es zur Volksbildung werden kann, hat es Napoleon gequält. Die Politik hatte wieder einmal Vernünftiges zerstört. Seine Suche war die beiden Völker sich näher zu bringen, aber sein Spott über deutsche Zustände, zu ernst genommen, erreichte das Gegenteil. Als seine haben die Franzosen uns kennen gelernt — als Karikatur. Und ihr Urteil über uns ist so geblieben. Extreme nur sind mit ihnen des Köpfechen und Schließen. Was hilft es, wenn auch deutsche Dichtung keinen Gewinn davon kennt? Wenn deutsche Wissenschaften von dem Fremden, nachahmer findet? Das Volk erfährt davon zu wenig.

Da wüßte ein Krieg alle Vorurteile, die halb eingeschulmet waren, zu neuen Maß. Die republikanische Regierung braucht diesen ewigen Götter für ihre Militärpolitik. Die Freie macht aus ihm ein patriotisches Befehlsamt und heißt ihn alle Tage in tauend Formen, in Zeitschriften, Feuilletons, Karikaturen über das Land. Nützlichens in der Welt ist die Zeitung das geworden, was sie in Frankreich ist: Das alleinrichtende Evangelium des Volkes. Der Journalist ist Gott in diesem Lande, sein Wort ein Dogma. Darum wußte das Volk im Grunde kein mißliches Deutschland nicht, trotz der Radikalität der Grenzen. Darum sieht es in den Deutschen, die vor dem Kriege als feilsche Geschäftleute und Arbeiter Paris aufsuchten, nur Spione, der deutsche Import ist ihm nur eine andere Form teuflischer Spionage. Aus Einzelgänger macht seine Presse Weltgemeineren und vom Kulturland Deutschlands gibt sich nur verfehrte Bilder, so doch es Leute gibt, die noch 1913 ernstlich fragten, ob man in Deutschland schon das Telefon fenne. Das ist nicht mehr Vorurteil wie einst, das ist Ignoranz; das ist nicht mehr Karikatur, der immer noch ein wenig Gemüt inneohnt; das ist nichts als verwehrt Gab.

Der Weltkrieg vererrte jede Leidenschaftlichkeit ins Maßnahme; die brüderliche Erde war ein Nordhölse geworden. Daran hatte jener weltliche Götter die Hauptrolle. Wird eine bessere Welt heranziehen? Eine verführte Menschheit kommen? Noch ist eine Hoffnung erlaubt. Bevor die Menschheit sich nicht verziehen lernt, wird auch kein gerechter Ausgleich der Gegensätze möglich sein.

## Rudolf Euckens Ruf an die deutsche Nation

Rudolf Eucken, der große deutsche Denker, ruft die Deutschen zur Gründung eines Bundes zur Erneuerung des deutschen Vaterlands auf. Nicht um einen Verein handelt es sich, nicht die „Gesellschaft“, wendet sich der Ruf: eine neue Gemeinschaft, eine neue Welt, die sich erst voll gestalten werden, und nur diejenigen sind ausgerufen, die es bis zum Letzten ernst meinen mit dem Glauben an Deutschland, die den Mut haben zu dem größten Opfer, zur schmerzlichen Tat: zur inneren Erneuerung des eigenen Lebens. Denn — hier tönt der Grunddaffort der höchsten Tatgedanken — nur von innen heraus kann die Erneuerung unseres Volkes kommen. Wir entnehmen dem Ruf folgende Sätze:

„Nur ein geistiges Wunder kann uns retten. So gilt es, diesen Glauben zu befestigen und uns gegenseitig darin zu beharren. Ingegnet vertrauen wir sowohl auf den taubendehängigen geschichtlichen Zusammenhang, der unser Volk verbindet und viel Großes bei uns hervorbrachte, als auf das Aufsteigen einer neuen Lebensgröße, welche die Wesen unseres Volkes durchdringt und weiterführen wird. Der Kampf gegen die traurigen Tage des gegenwärtigen Deutschland ist zweifellos die Vernachlässigung der inneren Kräfte des Lebens.“

Die der einzelne Mensch seine volle Kraft nur entwickeln kann, wenn er seine eigentümliche Art fräftig und deutlich ausbrägt, so muß auch das deutsche Volk sich gründlich auf das bestimmen, was es an Besonderem und Weichenhaften besitzt oder auszubilden vermag. Wir sind eigentümliche Offenbarungen und Befähigungen der Götterwelt, wir können daher um so mehr, je mehr wir jene deutsche Art innerhalb des Ganzen der Menschheit entwickeln. Wir müssen Fremdes und Außerirdisches, das uns zugelfassen ist, von uns abschließen und am Bestand des Lebens fräftig und unerschrocken unser Eigentümliches und Grundhaftes wahren. Es soll nur zur Wirkung bringen. So wollen wir unsere Größe und unsere Stärke hauptsächlich in der Tiefe unserer eigenen Wesens suchen, wir wollen nicht bloß deutschsprechende Individuen, sondern charaktervolle Deutsche sein.“

Als Hauptkräfte des ethischen Lebens gelten uns Götter und Religion. Die Götter, sofern sie uns eine neue Einsicht der Wirklichkeit erschließen, und daher den ganzen Menschen unter einer durchdringenden Verbundung aufweist; die Religion, sofern sie ein lebensdiges Wirken eines überlegenen Geisteslebens wie im gansen der Wirklichkeit, so auch beim Menschen verbindet. Religion ist uns weit mehr als kirchliches Gesellschaftsleben. Wir glauben, daß die ewige Wahrheit sich uns Menschen nur auf dem Wege der Geschichte und in weltgeschichtlicher Arbeit erschließt.

Es fehlt uns eine zugleich umfassende und charakteristische Einheit des ethisch-religiösen Lebens. Es gilt, eine neue, den bisherigen Arten überlegene Lebensordnung zu erreichen. Weltlich liegt gerade nach dem jähren moralischen und politischen Zusammenbruch an dieser Stelle eine weltgeschichtliche Aufgabe des heutigen Geistes, die ihn der ganzen Menschheit unentziehlich macht.“

Ein ethisch-religiöser Bund ist es, der auf der Grundlage des erneuerten deutschen Geisteslebens und des Glaubens an den Götterglauben des deutschen Volkes aufzubauen ist.

In allen Orten sollen Gruppen gebildet werden, in denen in Wort und Ausdrack die Lebensanschauungen und Liebergeigungen gefordert und verteidigt — und dies ist die Hauptaufgabe — und in außer dem Berufe betätigt sowie durch Wort und Schrift verbreitet werden sollen. Alles Gelingen liegt an der Selbsttätigkeit der Mitglieder. Der Bund soll die Wünsche von Lehrenden Schülern und Verehrern auflocken und in die Tat umzusetzen; er hat seinen Sitz in Jena, wohin Anmeldungen an Dr. Dannenberg zu richten sind.

## Graf Goeben, Schlesiens Held

Ein Gedenkbuch zum hundertsten Todestage.  
Von Georg v. Loefen.

Auf dem Schloßberge bei dem bekannten Badoerte Rudowa schaut, umgeben von hohen Tannen und Büdten, eine kleine Kirche, allgemein Sanktkapelle genannt, ins Tal. Daneben auf soniger Richtung ist ein hübsch gelegener evangelischer Friedhof; auf einem mit einer Urne gezierten Steinlein liegt man die Worte:  
„Stürmische Meere hat er durchschiffet,  
Enturte Ströme gedämmt,  
Weilbringende Quellen hat er für immer geöffnet.  
Nicht neben dem flürmischen Meere,  
Nicht an dem reigenden Ströme,  
Bei stiller, wohnlicher Quelle steht höher sein Denkmal.“

Darunter ruht Friedrich Wilhelm Graf von Goeben, der am 20. Februar 1820, erft dreiundfünfzigjährig, als Weijer des Kaiserlichen Heeres in der Zeit des Kampfes gegen den türkischen Verbündeten, er doch Schlesiens Held und Weiler im Unglücksjahr 1807.

Ein Feld im Unglück, dessen Mut nicht brechen kann, weder Mißerfolge, noch Krankheit und heimlich folschender Verrat. Getreu seiner Pflicht gegen Vaterland und König, getreu seinem Eide hart er aus, er sieht wie ein Feld in der Verbannung, seine feurige Seele entflammt immer wieder die Mutlofen und Weiden, das Unmögliche weiß er möglich zu machen. Ein Mann von fäherer Energie mit dem gütigen Herzen eines Kindes, hochgebildet und fromm, ein preiswürdiger Edelmann und Soldat, so lobt Graf Goeben in der Geschichte fort. Doch sein Name neben den vielen großen, uns heute in den Tagen des Unglücks und der Erniedrigung doppelt teuren Verdiensten, die vor allem sein tragisches Schicksal. Im Weltkrieg des Jahres 1807 gegen die Türken ergriffen, weil er seine Kräfte im Dienste des Vaterlandes schon aufgegeben hatte.

In Potsdam geboren und unter den Augen des großen Preußenkönigs, der seinem Vater die Benennung zur Beförderung am Tage von Kunersdorf verdankte, und als Spielgefährte des um drei Jahre jüngeren, Prinzen Friedrich Wilhelm, nachmaligen dritten Königs dieses Namens, heranwachsend, tritt der junge Goeben schon mit fünfzehn Jahren als Junker in das berühmte Leibgarabiregiment in Potsdam ein, an dem Kriege gegen Frankreich im Jahre 1792 teilnimmt er nicht teil. In der Schlacht von Mollwitz tritt er als Mittelreiter in den Generalquartiermeisterstab der Armee und lernt Scharnhorst und den Kreis der um ihn gescharten Reformer näher kennen. Sein Vater war 1794 als Gouverneur von Olag gestorben, Friedrichs des Großen Nachfolger erhob seine Nachkommen in den Grafenstand. Zum Brigadegeneral des Königs ernannt, wird Goeben in den Jahren 1805 und 1806 wiederholt mit diplomatischen Aufträgen an die russischen Hofe betraut und hat an den militärischen Vereinbarungen zwischen Preußen und Sachsen das größte Verdienst. Als der Waffenfang mit Napoleon unmittelbar bevorsteht, kehrt Goeben aus Dresden ins Hauptquartier zurück, unternimmt an der Spitze einer Kavallerieabteilung einen Erkundungszug nach Rußland, erfährt hier die fürstliche Doppelverleugung des vorhergehenden Tages und erreicht trotzdem den Anschluß an die geschlagene Armee. In die Mißgunstfahne hineingerissen, vermag er sich der Kapitulation bei Breslau zu entziehen, überzeugt sich dann im Auftrage des Königs von dem Zustande der Festung Kolberg und trifft in der zweiten Hälfte des November wieder im Hauptquartier in Dierode ein. Von hier rief ihn das Schicksal nach Schlesien, das er von seiner trübsten Jugend an kannte und, namentlich die Grafschaft Olag, als seine zweite Heimat betrachtete.

Der schnelle Siegeszug der Franzosen durch Norddeutschland und der Zusammenbruch der preussischen Armee hatten auch in Schlesien eine allgemeine Niedrigkeit und Hofflosigkeit zur Folge. Die schmachvolle Haltung der Behörden erregte den Unwillen vieler hervorragender Männer in Stadt und Land, und zwei Patrioten unternahmen es schließlich auf eigene Faust, den König aufzusuchen und ihn um die Entsendung eines Bevollmächtigten zu bitten. Am 20. November trafen die Brüder Freiberger von Wölftitz in Dierode ein, und da Goeben den einen von ihnen, den aus Ansbach vor den Franzosen nach seiner schließlichen Heimat geflüchteten Kreisdirektor, von früher her kannte, nahm er sich ihrer Sache mit Wärme an. So kam es, daß er sich schon zwei Tage darauf zusammen mit dem beiden Wölftitz auf der Reise nach Schlesien mitten durch das im Aufstande befindliche Silbpreußen begeben. Die Bitte um Sendung eines Bringen aus dem königlichen Hause war verlag worden, doch erannte der König den Fürsten Ferdinand von Anhalt-Bleß, Oberst und Kommandeur des Regiments Schimpfenpenn-Sularen, zu seinem Generalbevollmächtigten und Graf Goeben zu dessen Stellvert.

Der später als Herzog von Anhalt-Röthen katholisch gewordene Fürst Bleß stand zwar im Aufse großer Verdienste, doch aber feinesinnig, besonders soldatische Fähigkeiten und kein Verwohnensteint. Seine Wahl sollte sich bald als verfehlt erweisen. Er trat erst am 23. November in Schlesien ein, während Goeben am 30. November die Grenze bei Rumbitz überschritt und sofort über Kolg nach Breslau eilte. Der Feind hatte nach dem tofchen Fall von Glogau den Vormarsch nach der Hauptstadt angetrieben, und so mußte Goeben diese nach wenigen Tagen wieder verlassen. Sein Kommen und die von ihm getroffenen Maßnahmen hob die allgemeine Stimmung, aber die Zeit war zu kurz, als daß das gelungene Verdienste hätte nachgeholt werden können. Immerhin gelang es der tollkühnen Tatkraft Goebens, bis zur Ankunft des Generalgouverneurs die Truppenzahl bei 18 000 Mann zu verhärfen. Die Aufhebung der Festung war befohlen, Provinz anzuverkaufen. Er ließ u. a. eine logenante Reservenoffiziere einrichten, in die fünf alle Reite, Fuß, Post- und Regimenter die einlaufenden Geher abschließen, und um den Feind zu täuschen, doppelte Bücher anlegen. Dem der Vaterland-

liebe der Beamten ist diese Maßregel unter den schwierigsten Verhältnissen durchgeführt worden, und es hat sich kein Verräter gefunden.

Die Unfähigkeit des Fürsten bereitete manche Katastrophe Goebens, dazu kam noch die Unklarheit der Stellung Kognis, die er durch einen neuen Befehl des Königs festgestellt wurde, worauf er endlich die Breslau verließ. Die Besetzung bei Stralichen und vor Breslau kammer das Schicksal der Grafschaft nicht weniger. Bei der Schwärze der Besatzung und der Verteidigungsmittel mußte die mit Freiwilligen überfüllte Stadt am 5. Januar übergeben werden. Die Stadt fiel nach eintägiger Beschießung am 16. in Feindeshand. Hier und in Schweidnitz, welches am 8. Februar übergeben wurde, wurde die preussische Waffensere mit Schmach beehrt, desto heller strahlte der Name des tapferen Kommandanten von Kolg, des fechtigjährigen Oberst von Neumann. Gegen Goebens hat trat der Fürst mit den Hauptkräften den Hügel in die Grafschaft Olag an, nach sich einem unglücklich verlaufenen Gefechte am Wertholte die preiswürdige Sache verloren, indem er den Oberbefehl in Goebens Hände legte und seine folsbare Verbannung über die böhmishe Grenze in Sicherheit brachte. Das Gefechte am 11. Februar. Ein neu eintreffender Befehl des Königs nötigte jedoch den Grafen, sich nach Wien zu begeben, wo er erst am 23. März wieder zurückkehrte. Es handelte sich um einen Verzicht, Oesterreich um Anschluß zu bringen, wofür eine kleine Partei bei Soke und weite Kreise in der Bevölkerung waren. Die Schlacht bei Wreßlich-Olag hatte Napoleon's Siegerrum erfüllt, doch gelang es den Bemühungen Goebens nicht, das gewünschte Ziel zu erreichen.

Zurückgekehrt findet Goeben seine Ernennung zum Generalgouverneur vor, und ein eigener Wille herrscht nun an ihm die ihm anvertraute Provinz. Der Anstaltschef seines Hofes ungeachtet ist er tollkühn, oft steigt er unmittelbar vom Krankenlager aus Pferd. Er weigert sich nicht umgebenden Gehoriam zu verweigern, sein Feuergeißt reißt die ihm an Alter überlegenen Staboffiziere und Generale mit und aus den Jüngeren schafft er sich einen Stab tüchtiger Mitarbeiter. Unendlich waren die Schwierigkeiten und groß die Macht des Feindes, aber größer waren der Mut und die Kraft von Goeben, in der Nacht seines Wankens. Der Mittelpunkt des Kampfes gegen Franzosen und Rheinbundtruppen war die Grafschaft Olag.

Die preussischen Truppen konnten nur noch das Gebränge halten, obgleich der Feind mehrfach den Versuch machte, ihn in der Grafschaft festzusetzen. Keine war seit Ende Februar eingeschlossen und wurde tapfer verteidigt, wenn auch die polnischen Bestandteile der Besatzung wenig auserwählt waren. Tello treuer hielt die Bürgerchaft aus. Goebens Absicht, durch einen Vorstoß auf Breslau den Feind zur Aufgabe der Belagerung zu zwingen, scheiterte, obgleich Ungarn und Sachsen bei Gantz eine tüchtige Schloffe errichteten und so nicht am 16. Juni die Grenation von 4000 Mann die Wästen freizien. In Kolg hielt die Besatzung mit den Bürgern dem feindlichen Feuer, dem Lebensmittelmangel und den Krankheiten trotz wiederholter Märetzen über. Überall im Gebirge ging der kleine Krieg weiter, unter den verschiedensten fähigen Meitersoffizieren die der Feind dauernd in Aktion hielten, ist der tapferste Leutnant von Hirschfeld am bemerktesten geworden.

Goeben vermehrte seine Streitmacht, soviel er konnte, und nur bemüht, sie der Gefechtsart des Feindes anzupassen. In Olag wurde eine Generalabteilung, in Meinerz eine Weidungsfabrik errichtet, angebend zwei Pulvermühlen wiederhergestellt. Nach dem Fall von Weitz machte sich der Feind bei Weiden immer härter bemerkbar. Endlich wurde Olag mit starken Kräften eingeschlossen, und nachdem das im Siden zum Schutz der Stadt neu errichtete, aber nicht ganz fertig gewordene versteinerte Lager eröffnet worden war, schien eine weitere Widerstand ausfichtslos, wenn auch die eigentliche Festung noch einige Zeit zu halten genehen wäre, wobei aber die Stadt völlig unangemessen werden mußte. Schwere Herzens ging Goeben auf die Vorbereitungen des Bringen Jerome ein, da er wußte, daß der Abbruch des Friedens nahe bevorstand. Man war auch auf feindlicher Seite des Vortages milde, und so wurde die Olag und die Weidungsfabrik vereinbart, die die Wiedererrichtung der Weidungsfabrik nach einer gewissen Frist in sich schloß. Nach am 28. Juni machten die Franzosen den verheerlichen Versuch, die der Feinden hoch oben auf dem Stamme des Gulegenberges abzugeben, von Friedrich dem Großen angelegte Festung Silberberg durch Sandstreich zu bemächtigen. Am 14. Juni, als gerade die Frist abgelaufen war, traf die erste Friedensnachricht aus Rixit ein, und der Feind zog sich aus der Grafschaft und dem gansen Gebirge zurück.

Graf Goeben, dessen Gemüthlich schwer erschüttert worden, legte Ende Oktober sein Amt nieder und begab sich nach Rudowa. Später trat er die Stelle nach Wernau an, um dem König Bescheidenschaft abzugeben. Dem Staatsrat er ist später als Mitglied der Militär-Reorganisationskommission, indem er zusammen mit Scharnhorst, Gneisenau, Rosen die Grundfragen des neuen preussischen Heeres knif, wertvolle Dienste geleistet. In den Jahren 1808 und 1809 war er wie viele andere eifrig für die Wiedererrichtung des Krieges an der Seite Oesterreichs bemüht, und als dann die große Stunne schlug, und von Schlesien aus der Kampf gegen Napoleon seinen Anfang nahm, wurde er wieder zum Generalgouverneur ernannt. Er hatte jedoch seine Kräfte überfordert und mußte nach einigen Monaten die Post der Geschichte in andere Hände legen. Im Sommer während der Weidungsfabrik-Handlungen war er in Rudowa ohne eine Anzahl Offiziere aus der großen Welt bei sich, dann wurde es einmütig um ihn, und er konnte den großen Ereignissen nur im Stillen folgen. Die letzten Jahre verbrachte er, der unermüdet geblieben war, sein Studium mit Erdenbeht ertragen, mehr in den geliebten Gebirgen Berge. Sein König bewies ihm bis zuletzt seine Dankbarkeit, in Schlesien ist er als Retter in schwerer Not bis heute unvergessen.

„Die Monarchie der Hohenzollern und die parlamentarische Demokratie“ behandelt den Feind der Verfassung der nationalen Gebildeten. Universitätsprofessor Gehmhart Georg Loethe in einer kurzen Broschüre, die foeben im Verlag des „Exhibition“ erscheint. In ihrer klaren Darstellung und überzeugender Beweisführung eignet sich die kleine Schrift ganz besonders für Buchhandlungen, für die auch der geringe Preis von 20 Pfennig ein großer Reiz sein dürfte. Die Schrift enthält u. a. ein vollständiges Verzeichnis der empfindlichen. Sie ist zu beziehen durch alle Buchhandlungen und durch den Verlag des „Exhibition“, Berlin SW. 48, Wilhelmstraße 9.